

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Mittwoch, 14. November.

1928.

### Fritz, das Verwandlungswunder.

(4. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

Das Gespräch wurde durch Akkorde unterbrochen, die voll und schön von dem großen Fbch-Flügel tönten.

Ein Herr spielte eine Sonate, und das Gewirr der Stimmen senkte sich zunächst, um dann ganz zu verstummen.

Der Direktor flüsterte den Damen zu: „Benari, der Brasilianer! Klaviervirtuose!“

Fritz Sendrezki blickte mit großen Augen zu dem Künstler hinüber. Überwältigend war dies Spiel.

Ah — er liebte die Musik so sehr, und es hatte schwerer Opfer der Eltern bedurft, um die musikalische Ausbildung bestreiten zu können. Nun wollte er ernten, was gesät ward. Würde es ihm gelingen, sich in der Kunst durchzusetzen?

Sie war ja leicht geschürzt, diese Muse, die er sich erkor. Aber auch zur Bewältigung dieser Aufgaben gehörten Können, Fleiß und Originalität!

Das Stück war vorbei.

Die Herrschaften, die in der Nische saßen, hatten ihre Plätze verlassen und beglückwünschten mit den anderen den Künstler.

So kam es, daß Mary plötzlich neben Fritz stand.

Ruhig glitt der Blick der Amerikanerin über die schlanke Jünglingsgestalt, er musterte diskret, aber ungeniert die feinen Züge des schmalen Gesichtes.

Sie wandte sich an ihre Begleiterin und sagte halblaut etwas auf Englisch.

Miß Underwood hob das Violon und murmelte zurück: „Yes! Joli!“

Von dem Vorgang bemerkte Sendrezki nichts, denn er hatte eben dem Meister die Hand gedrückt.

Man begab sich wieder auf die Plätze, und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang.

Da ging Frau Adolphi suchend durch die Zimmer.

„Wo ist Herr Sendrezki, unser junger Sänger?“

Es gab für Fritz kein Verstecken.

Und nun, wo die Herrin des Hauses ihn aufforderte, ein Lied vorzutragen, nahm die Gesellschaft von ihm Notiz.

Eines der Mädchen holte die Notenrolle von draußen herein, und während ein Herr zur Begleitung am Flügel Platz nahm, wählte Fritz mit klopfendem Herzen das Lied des jungen Minnesängers.

Als es still im Saal ward und auch die Herren aus dem Rauchzimmer herbeidrängten, hielt erst Adolphi eine in wenige Worte gefaßte erläuternde Ansprache.

Dieses Lied sei nur ein Teil aus der längeren Folge.

Herr Sendrezki werde als „Verwandlungskünstler“ etwas ganz Neues bieten und eine Verwandlungskunst zeigen, die trotz allem, was man schon auf diesem Gebiet sah, sehr beachtenswert sei.

Dann schlug der Begleiter den ersten Ton an.

Fräulein Longworth lehnte sich in ihren mit seidenen Kissen ausgepölkerten Stuhl zurück und heftete ihre kühlen, schönen Augen auf den jungen Menschen.

Warum interessierte er sie eigentlich?

Sie wußte es selbst nicht!

Aber in den weichen Augen lag etwas Eigenartiges! Nun wollte sie hören, ob seine Künstlerkraft dem äußeren Menschen entsprach. Wenn sie eine Enttäuschung erlebte, würde sie es bedauern.

Und Fritz Sendrezki sang!

Schon nach den ersten Tönen überwand er alle Scheu.

Was sagten ihm seine Freunde, der alte Agent und der Spielleiter vom Lobe-Theater?

Vergessen Sie Ihre Umgebung! Lassen Sie sich durch das Ungeheuer, genannt Publikum, nicht irre machen! Er wählte sich allein und sang!

Wohllautend und biegsam war die Stimme. Keine Patti! Ganz gewiß nicht! Aber — gut kultiviert, zart und rein! Dazu eine Innigkeit des Vortragenden, die selbst dem Verwöhntesten ans Herz griff.

Der letzte Akkord zerflatterte.

Bescheiden senkte Fritz ein wenig das Haupt und legte die Noten auf die spiegelnde Fläche des Flügels. Stürmisch brach der Beifall aus.

Mary Longworth hielt das Spitzentüchlein gegen den Mund gepreßt. Ihre Augen waren weit geöffnet. Das hatte sie nicht erwartet! Das nicht!

Der Direktor nahm ein Glas Sekt vom Nebentisch und reichte es Fritz. Dann rief er laut: „Meine Damen und Herren! Herr Sendrezki feiert heute seinen Geburtstag. Beglückwünschen wir ihn zu seiner schönen Leistung und zu diesem Festtage!“

So kam es, daß der Einundzwanzigjährige plötzlich umringt war von Menschen, die ihm die Hände entgegenstreckten. Er spürte den kräftigen Druck der Männer und die zarten Finger der Damen.

Da stand Mary vor ihm.

„Sie haben mir eine große Freude gemacht, Herr Sendrezki!“

Nur ein Augenblick war es, dann kamen andere.

Frau Adolphi führte den Gefeierten abseits. So etwas wie Eifersucht wallte in ihrem mütterlichen Herzen auf.

Schließlich war dieser entzückende Mensch doch ihr Gast! Sie wollte auch etwas von ihm haben, denn sie hatte ihn „entdeckt“!

„Wollen Sie später nicht noch etwas singen?“

Lächelnd legte sie die Hand auf seinen Arm.

Er lehnte mit dem richtigen Gefühl ab, daß man nicht zuviel des Guten tun dürfe.

Sie standen in dem Türrahmen, der zum Herrenzimmer führte.

„Oh — nur nicht zu bescheiden, mein junger Freund! Sonst kommt man nicht durch die Welt.“

Da sagte er, um diesem Gespräch ein Ende zu machen, das ihn merkwürdig beengte: „Ich werde mich bald verabschieden müssen, gnädige Frau, denn ich habe für heute abend einen Platz in der Oper —“

Und als sein Auge in die Runde ging, begegnete es dem Blick der Amerikanerin.

Sie stand neben einer Etageren mit Palmen, und während ihre Hand nervös über die schmalrippigen Blätter glitt, wendete sie das Haupt ihm zu. Da spürte

Fritz Sendrezki, daß sich hier etwas anspann, was er noch nicht zu übersehen, noch nicht zu meistern vermochte.

Diese junge, verwöhnte und selbständige Dame hatte etwas für ihn übrig.

Die Art, wie sie zu ihm hinübersah, hatte etwas Bezwingendes.

Es schien in ihr zum Ausdruck zu kommen: „Warum gehst du abseits und ignorierst mich? Spürst du nicht, daß ich mich für dich und dein Künstlerium interessiere?“

Hastig wendete sich Fritz ab, während dunkle Rötter in seine Wangen schoß.

Frau Adolphi bemerkte dies und sagte mit leiser Ironie: „Man schneidet Ihnen ein wenig die Ruz, Herr Sendrezki! Das kommt davon, wenn man ein so schönes Lied singt — —“

Sie winkte ihrer Tochter, die vorüberging.  
„Hella, mein Kind, Herr Sendrezki will uns verlassen! Wie findest du das?“

Das junge Mädchen lachte: „Das wird nur eine Höflichkeitsphrase gewesen sein, Mama! Ich glaube bestimmt, daß unser Gast noch bleibt.“

Und zu Fritz gewandt, während sie auf ihr Ährchen blickte: „In einer halben Stunde etwa verläßt sich der Schwarm. Dann wird es in kleinem Kreise erst wirklich gemütlich. Wir musizieren und sind recht vergnügt!“ Und Fritz blieb!

Es waren nicht viele, die sich noch um den Abendbrotisch gruppierten. Ein Duzend auserlesener Herrschaften, und unter ihnen fehlte Mary nicht, die ihre Loge für diesen Abend versallen ließ.

Hella hatte recht.

Nun erst kam die Stimmung auf, die warm die Herzen durchflutete. Man unterhielt sich nicht mehr in Gruppen, sondern das Gesprächsthema flog an dem runden Tisch herüber und hinüber.

Aus dem „Großen Tee“ war ein intimer Kreis geworden.

Und Sendrezki wurde von der Amerikanerin gebeten, aus der Zeit zu erzählen, wo in Schlefien der Aufruhr tobte, wo Mord und Brand regierten und die flüchtenden Deutschen alles Furchtbare über sich ergehen lassen mußten!

Mit angehaltenem Atem hörte das junge Mädchen zu.

„Oh — die Ärmsten! Was müssen Sie gelitten haben!“

Fritz senkte das seine Antlitz über den Teller, und seine Stimme schwankte ein wenig: „Der Vater hat das Leid nicht verwunden! Und — die Mutter ist ihm bald darauf gefolgt!“

„Haben Sie sonst keine Geschwister, keinen Familienanhang mehr?“ Sendrezki blickte auf.

„Mein einziger Bruder fiel im Krieg.“

Das Stimmengewirr flutete über die Tafel.

Nur die beiden jungen Menschen schwiegen.

Dann sprach Fräulein Longworth: „So stehen Sie ganz allein auf der Welt, sind also unabhängig?“

„Ja — aber diese Einsamkeit tut oft auch weh —!“

Sie reichte ihm ihren Teller, auf dem eine Birne fein geschält und in Stücke geschnitten lag.

„Bitte nehmen Sie! Herren verstehen das nicht so!“

Er lächelte und ein tiefes Rot flog über das anmutige Gesicht. Weich waren die Züge, aber um den Mund lag ein Zug von Energie und Entschlossenheit.

„Danke sehr!“

Und die weiße Hand mit dem alten goldenen Siegelring des verstorbenen Vaters griff nach der Frucht. Sie blickte ihn an.

„Sie geben mir keinen Korb! Sehen Sie, das ist nett! Die meisten Herren prohen mit ihrer Selbständigkeit und wollen alles besser wissen und können!“

Hella Adolphi beugte sich über den Tisch.

„Singen Sie uns später noch ein Lied, Herr Sendrezki?“

Etwas wie Eifersucht stieg in dem jungen Mädchen empor. Darum mischte sie sich in das Gespräch.

Fritz lehnte freundlich ab.

„Ach — netn, gnädiges Fräulein! Die Stimmung

augenblicklich ist so auf der Höhe, daß es sie stören hieße! Wir haben heute schon genug Kunst genossen! Und — —“ er lächelte, „ich zähle meine Darbietung noch nicht einmal dazu!“

Man erhob sich und bildete in den Zimmern kleine Gruppen. Der amerikanische Agent verabschiedete sich.

Er hatte es immer eilig und war in der Hitze. Der Stempel des Schwergeldverdieners war ihm auf die faltreiche Stirn gepreßt. Konnte dieser Mann bei solchem Leben glücklich sein?

Es schien so, denn um den glattrasierten Mund lag ein immer gleichmäßiges, verbindliches Lächeln.

Als der Amerikaner draußen war, sagte Mary zu Sendrezki: „Er bleibt noch eine Weile in Deutschland. Vielleicht kann er Ihr Glück machen?“

Fritz stutzte: „Sie meinen, gnädiges Fräulein, daß ich nach Amerika gehen soll — —?“

„Warum nicht? Es braucht ja nicht für immer zu sein.“

Hella Adolphi sprach: „Warum sind Sie mit Ihrer Begabung nicht zum Theater gegangen? Ich will die Spezialitätenbühne wahrlich nicht schlecht machen, aber das Publikum ist leider so eingestellt, daß es die Darbietungen, mögen sie noch so glänzend sein, doch immer nur als Zeitvertreib und nicht als „Kunst“ hinnimmt!“

Fritz nahm dem Diener eine Zigarette ab, die er an der Kerze in Brand setzte.

„Es würde zu weit führen, gnädiges Fräulein, wollte ich alle Gründe aufzählen, die mich veranlassen, gerade diesen ungewöhnlichen Weg einzuschlagen. Indessen — das eine kann ich sagen: Die Verhältnisse beim Theater sind so außerordentlich schwierige heutzutage, daß die Spezialitätenbühne mir aussichtsvoller erschien!“

Prüfend blickte Fräulein Longworth den jungen Künstler an: „Ich bewundere Ihre Latkraft! Man sieht sie Ihnen eigentlich gar nicht an! Erst, wenn Sie sprechen, merkt man, daß Sie zuzufassen verstehen!“

Nun kam auch Frau Adolphi, die die Gruppe bereits aus der Ferne mit dem Lognon beobachtet hatte.

„Nun? Wovon unterhält man sich! Von der Kunst — —?“

Die Amerikanerin antwortete in der ihr eignen Art: „Wir haben Herrn Sendrezki einige Komplimente gemacht. Voraussetzlich sind sie ohne jeden Eindruck geblieben.“

Man lachte und wandte sich einem anderen Stoff zu.

Die Frau Direktor berichtete, daß der berühmte Geiger Andrea demnächst nach Berlin komme.

Noch sei es nicht entschieden, wo er zuerst aufzutreten gedenke. Da er auch ein Kunstgeiger von unerhörter Geschicklichkeit sei, könne die größte Spezialitätenbühne Berlins wohl in Frage kommen.

Die Gäste rüsteten zum Aufbruch.

Im Vorflur standen sich Fritz Sendrezki und Miß Longworth noch einmal gegenüber.

In den abendlichen Kerzpelz gehüllt, sah sie wie ein Bild aus einer Modezeitschrift aus.

Kultur im höchsten Maße!

Dabei vermied sie es klug, ihren überseeischen Reichtum irgendwie aufdringlich zur Schau zu stellen. Aller Glanz, der sie umgab, war natürlich. Er bildete die Folie für ihre distinguierte Ershetnung.

Sie reichte ihm die Hand.

„Wann sehen wir uns wieder? Sie müssen mir noch manches aus Ihrem Leben erzählen!“

Er verneigte sich. Sie sah aber doch, wie dem Jüngling das Blut in die Wangen schoß.

„Er ist reizend“, dachte sie in diesem Augenblick.

„Was würde wohl die Großstadt aus diesem jungen Künstler machen, wenn niemand ihn betreute?“

„Kommen Sie morgen nachmittag um fünf Uhr zu mir ins Adlon. Wir werden zusammen mit meiner lieben Duenna den Tee nehmen!“

Das alles kam so überraschend und zwar außerdem in das Gewand so natürlicher, ungekünstelter Liebenswürdigkeit gekleidet, daß Fritz keine Zeit fand, eine Ausrede zu erfinden.

So sagte er zu.

(Fortf. folgt.)

## Eisland.

Von Hellmuth Unger.\*)

Ein Polarschlitten mit zwei Männern bespannt ist in der großen Einsamkeit Eislands ein so winziges Etwas, das es kaum Beachtung findet, wenn man es nicht mit aller Schärfe sucht.

Israel hatte sich eine niedere Kanzel aus Schnee gebaut, vor der er bequem lauern konnte, um durch das ausliegende Rohr nach Kap Sabine hinüber zu spähen.

„Du, William?“

„Croß lag am Boden, wieder im Fels verhüllt, und rauchte.“

„Da drüben bewegt sich was.“

„Eh' sie nicht schießen, brauchen wir nicht zurück.“

„Nein. Es könnte Rice sein.“

„Wo?“

„Oder ein Tier.“

Fern, fern stampften zwei Männer von Süden nach Camp Clay zurück, und nur die Hoffnung, noch vor Abend das Lager zu erreichen, trieb sie zu immer neuer Anstrengung.

„Mein Gott!“

„Rice und Edward? Glaubst du?“

„Sie bringen Rettung.“

Das optische Instrument verkürzte die Entfernung. Kein Zweifel, die längst erwarteten Kameraden kamen vom Kap zurück.

„Sagte ich dir nicht, William, daß heute Sonntag ist?“

„Du hast recht, Benjamin. Wir wollen das Lager alarmieren.“

Sergeant Croß schob in regelmäßigen Zwischenräumen dreimal in die Luft.

Das war das verabredete Zeichen.

Rice und der Eskimo konnten den Knall der Schüsse noch nicht hören. Drunten im Camp aber wurde es lebendig. Die Leute lugelten fast aus dem gehöhnten Eingang heraus. Drei Schüsse vom Lager als Antwort.

„Verstanden!“

Einer zog die Flagge an einem in den Schnee gesteckten Ruder auf.

Das war Brainard. Er hatte das Fahnenstück in Verwahrung. Das geliebte Sternbanner mit seinen roten und weißen Streifen und seinen achtundvierzig Sternen im blauen Viered.

Greely machte sich mit einigen Leuten sofort auf den Weg, den Erwarteten entgegen. Sie mochten schwer genug an den Lebensmittellasten geschleppt haben, die sie aus dem Depot vom Kap mitbrachten.

Der andere Teil der Mannschaft wartete vor den Baracken. Ungebuldig.

Nur Korporal Elison lag allein im Halbdunkel des niederen Raumes. Bleich und mit gehöhnten Backen ruhte er auf seiner Britsche und konnte sich nicht bewegen. Frostbrand wütete in den leblosen Füßen und vernichtete den hilflosen bei der kleinsten Bewegung.

Elison lauschte und rief. Niemand beachtete ihn jetzt. Er hielt die frostwunden Hände um sein Evangelienbuch gefaltet und betete.

„Daß sie gute Nachricht bringen, Gott, für uns alle!“

Er wartete. Wartete auf den Jubel der Kameraden draußen. Dies war vielleicht der letzte, der allerletzte Tag im Camp Clay. Und morgen würde man aufbrechen zum Kap, wo der „Proteus“ schon wartete. Die Stille wurde erschreckend.

„Hallo, Doktor!“

Dr. Pavy kam als erster wieder. Warf sich auf sein Lager in der Ecke und lachte grimmig.

„Ist Rice zurück?“

„Ja.“

„Nichts Gutes, Doktor?“

„Scheint nicht so.“

„Haben Sie ihn gesprochen?“

„Er gibt eben dem Alten Rapport.“

„Die Wahrheit, Doktor! Die Wahrheit!“ stöhnte der Gequälte.

„Hast du Gutes erwartet? Ich nicht.“

„Oh!“ sagte Elison leise und schloß die Lider.

„Sie werden uns doch nicht im Stich gelassen haben!“

Mit den Vorräten von Kap Sabine werden wir ausreichen bis zu den Littleton-Inseln. Und von dort ist es nicht mehr weit bis nach Etah, wo uns die Eskimos helfen können. Sagen Sie doch, was geschehen ist, Doktor!“

„Littleton-Inseln!“ grunzte Dr. Pavy und sah den Korporal lauend an. „Glaubst du denn, daß du mitmarschieren kannst, Elison?“

„Wenn Sie mir helfen!“

„Ich müßte dir die Knochen abjagen unterm Knie. Dann vielleicht.“

Elison wurde bleich vor Entsetzen.

„Ihr wollt mich doch nicht zurücklassen?“

„Nein. Aber vorher kriechen wir alle.“

Jetzt kam Sergeant Rice und hinter ihm Jens Edward in die Hütte. Beide waren so erschöpft, daß sie nicht mehr reden konnten. Greely gab jedem einen Becher voll Rum, den sie gierig tranken.

„Hallo, George!“

Rice starrte den rufenden Kameraden an. Sein Bild war gebrochen. Er erkannte ihn nicht. Dann stürzte er nieder.

## Die goldene Tafel von Lüneburg und ihr Räuber.

Von Gerd Damerau.

Die Salzquellen verschafften Lüneburg unter den Städten des Mittelalters eine bevorzugte Stelle. Heinrich der Löwe, der Schürer und Förderer Lüneburgs, hatte sogar, um ihr diese Vormachtstellung zu erhalten und die Konkurrenz aus dem Wege zu schaffen, die Salzquelle zu Odesloe bei Bibber zuschütten lassen. Die Hansestädte konnten das lüneburgische Salz nicht entbehren, deshalb gehörte Lüneburg zu den angesehensten Mitgliedern der Hanse. Salz war Reichtum, und einen sichtbaren Beweis für den Wohlstand der Stadt bedeutete neben den stattlichen Häusern und Kirchen die sogenannte goldene Tafel in der St. Michaeliskirche. Von diesem kostbaren Altar wurde behauptet, daß schon Karl der Große ihn gestiftet habe, nach anderer Meinung hatte ihn Heinrich der Löwe aus Palästina mitgebracht, und wieder andere nannten Otto II. seinen Stifter, der ihn aus arabischer Beute hätte anfertigen lassen. Dieses uralte Kleinod bestand aus einer goldenen Wand, die eine Darstellung der heiligen Geschichte in getriebener figürlicher Arbeit aufwies und überreich mit Rubinen, Smaragden und Perlen besetzt war. Die „goldene Tafel“, der vielbeneidete Besitz Lüneburgs, war weit bekannt. Daher erregte im Jahre 1698 die Nachricht, daß diese Kostbarkeit von einer Räuberbande gestohlen worden wäre, in ganz Deutschland großes Aufsehen.

Große Diebstähle waren damals an der Tagesordnung. Fast zu der gleichen Zeit, als man Lüneburg seinen größten Schatz raubte, holten Diebe aus dem festen Keller der Hamburger Hauptkirche „eine Tonne Goldes“ Schloßer und Kirchen wurden ausgeraubt, und in Sachsen, Franken, Brandenburg, Braunschweig war man ebenso wenig sicher wie in Hannover und in der Lausitz. Die Diebe verschwanden jedesmal, als wenn der Erdboden sie verschluckt hätte, und man merkte es bei jedem neuen Fall, daß man es mit einer gut organisierten Bande zu tun hatte.

Doch Erfolge machen sicher und sorgloser; wahrscheinlich war der Krug lange genug zum Brunnen gegangen, und sein Schicksal hatte sich erfüllt. Denn kurze Zeit nach dem Raub der „goldenen Tafel“ hob man die ganze Diebesbande in der Nähe von Hof in Franken aus, als sich ihre Mitglieder nach der Beraubung der Kirche in Wunstede der Ruhe hingaben. Auch des Anführers wurde man diesmal habhaft. Nidel List war es, der nicht, wie hundert Jahre später der Schinderhannes im Hunsrück ein romantisches Leben in Wald und Feld führte, sondern nach einer anderen Methode arbeitete. Er war der Sohn eines sächsischen Tagelöhners. Schon in früher Jugend hatte er eine große Neigung zu den Wissenschaften, besonders zur Chemie und Arzneikunde. Um sich die Mittel zum Studium zu verschaffen, trat er in den Dienst verschiedener Herren, bei denen er sich die Gewohnheiten und das Benehmen der vornehmen Welt eignete. Statt in die Hörsäle der Universität wirkelte ihn der Schicksalswind aber in Schlacht und Krieg. Bei Fehrbellin kämpfte er mit, im Elsaß stand er gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken, und auch bei der Belagerung von Ofen fehlte er nicht. Nach ehrenvollem Abschied kehrte er, mit Beute reich beladen, in seine sächsische Heimat zurück, kaufte eine Schenke und hätte sein Leben in Ruhe und Frieden beschließen können, wenn sich nicht alte, wilde Kriegskameraden bei ihm einquartiert und ihn, dessen Mut und Entschlossenheit sie kannten, so lange bestürmt hätten, an ihren Raubzügen teil zu nehmen, bis Nidel List müde wurde und nachgab.

Zu jener Zeit, als in Nordwestdeutschland die Räuberzeiten kein Ende nahmen, kein Verschluß sicher, kein Gewölbe fest genug war, um den Dieben zu widerstehen, traf eines Tages in Hannover ein vornehmes Paar ein, ein Freiherr Johann Rudolf von der Rosel mit Gemahlin, mit Jägern,

\*) Hellmuth Unger hat soeben ein neues Werk „Eisland“, Roman einer Expedition, vollendet, das demnächst im Verlag Karl Schünemann (Bremen) erscheinen wird. Vorstehender Abschnitt ist aus diesem Roman, der dem Gedächtnis Roald Amundsens, des heldenmütigen Opfers der Nordpolexpedition, gewidmet ist, entnommen.

Sakaten und Keilknachten. Der Freiherr nahm in einem angesehenen Hause Quartier, und man lebte auf großem Fuße. Besonders die Freifrau sammelte einen geselligen Kreis um sich, erschien in den elegantesten Toiletten und ließ sich von den Modehelden hofieren. Den Freiherrn bekam man seltener zu Gesicht. Er widmete sich, wie es hieß, chemischen und alchimistischen Studien. Außerdem nahm ihn die Verwaltung seiner holsteinischen Güter sehr in Anspruch, die ihn auch zu häufigen Reisen, allein oder in Begleitung seiner Bedienten, mitunter auch seiner Gemahlin, nötigten.

Niemand schöpfte einen Verdacht, niemand ahnte, daß dieser Freiherr von der Mosel der berühmte Räuberanführer Nidel List war. Diener und Lakaien, ja auch die „Gemahlin“, waren seine Spießgesellen, mit denen er Raubzüge in die Gegend unternahm. Im Laboratorium hätte man vergeblich nach Retorten und chemischen Lösungen gesucht. Dafür war aber alles, was zur Anfertigung von Dietrichen und Diebeswerkzeugen diente, vollzählig vertreten. Ebenso plötzlich, wie der „Freiherr“ in Hannover aufgetaucht war, verschwand er wieder. In anderen Städten trat er in Allongeperücke und Samtmantel als hochgelehrter Doktor der Medizin auf und hatte auch einen großen Zuspruch von Patienten.

Aber eines Tages war das Maß voll, und Nidel List fiel der rächenden Justiz in die Hände. Seiner „Gemahlin“, der durchgebrannten Frau eines Hamburger Weinhändlers, die der Räuberbande treffliche Dienste leistete, ist man übrigens nie habhaft geworden. Noch einmal spielte die „guldene Tafel“ von Lüneburg in des Räubers Leben eine Rolle. Der Fürst von Braunschweig-Lüneburg-Celle hatte sich die Verfolgung dieser Räubergesellschaft zur Lebensaufgabe gemacht und die Errichtung eines Zentralunternehmens- und Gerichtshofes in Celle durchgesetzt. Die Räuber aus ganz Deutschland wurden zur Aburteilung dorthin verbracht. Auch Nidel List wurde in Celle abgeurteilt, und weil er alle seine Schandtaten bekannte, auch seine Helfershelfer zu reumütigen Geständnissen ermahnte, milderte man sein Urteil wegen seines „treuen und offenerzigen Bekenntnisses“ dahin, daß ihm die Glieder „nur“ mit eisernen Keulen statt mit einem Rade zerschmettert wurden.

## Sechzig Paviane rücken aus!

Von Paul Eipper.

Muß man sich da nicht wundern, wenn auf einer wohlgepflegten Parkwiese plötzlich braune und graue Steinblöcke verstreut sind? Aber was soll der morgendliche Spaziergänger erst sagen, wenn diese Quader lebendig werden, Wurzelbäume schlagen und jäh — eine Herde abessinischer Hundsaufen über den Rasen tollt!

Nun, man ist in Stellingen nicht ängstlich. Ludwig Zukowski, der wissenschaftliche Leiter des Tierparks, untersucht den Affentessen und hat rasch das Rätsel gelöst: der nächtliche Sturzregen höhle eine Spalte des Betongebirges aus, eine Eisenklammer bot an der glatten Wand eine willkommene Grifffläche, irgend ein schlauer Bursche unter den Hamadryas sprang mit jedem Satz in die Höhe und turnte über den zufälligen Stützpunkt weiter, auf den Grabenrand. Der Weg zur Freiheit war gewiesen.

Zum Glück sind Affen ausgesprochene Herdentiere. Und man braucht nur das Leitkier mit Bananen und weißem Brot zu locken, immer dicht an den umfriedeten Fels, bis der alte Affenhäuptling nach einer besonders süßen Frucht wieder in den Graben springt. Kreischend und schnatternd folgt das ganze Rudel.

Man hatte natürlich zuvor die Eisenklammer provisorisch mit Lehm verdeckt und ich erholte mich eben durch einen Spaziergang von meinem Schreck, als jäh ein Wasser-schwein aus dem Gebüsch volterte, quer an meinen Stiefelspitzen vorbei. „Nanu“, dachte ich, „was ist denn heute los bei Hagenbeck?“ und hole zwei Wärter, um den seltsamen Ausreißer zu stellen. Das gelingt auch, und diese Jagd hatte ihr Gutes. Man sah ein, wie zahm jene südamerikanischen Nagetiere sind und läßt sie nun frei durch den Restaurationsgarten gehen, zur Belustigung der Kinder, die mit Gras und Butterbrot die großen, plumphen Burschen füttern.

Bei Tisch unterhält man sich belustigt über die morgendliche Affenjagd, aber Lorenz Hagenbeck verfügt, daß ein Maurer mit einer Bockleiter in den Graben steigen müsse, um den Defekt sauber auszumörteln. Die Wärter können ja Wache stehen, damit nicht der alte Pavianvater Luft bekommt, sein Raubtiergebiss an einem Hamburger Hofenboden zu erproben. Vorsicht sei auf alle Fälle nötig. „Das mußt du dir ansehen“, dachte ich und ging zur

festgesetzten Stunde über die geschwungene Brücke aus rotem Lackholz. Die Sonne vergoldete die aufgemalten Schriftzeichen und friedlich glänzte der See mit seinen großen, weißen Wasserrosen. Auf der Wiese ist alles wieder ruhig; einsam stehen buddhistische Tempelglocken aus Bronze und heilige Lampen. Die Flamingos träumen ihrem Spiegelbilde zu.

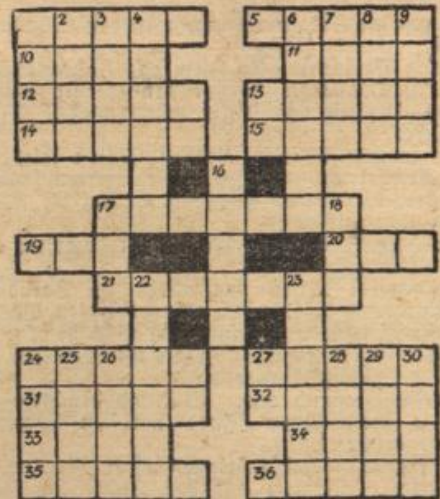
Rote Blumen leuchten im Hintergrund und darüber ragt der künstliche Fels mit seinen Höhlen und zackigen Schlufwinkeln. Die Affen spielen; ein mächtiger Mähnenbursche geht auf allen Vieren, das Junge reitet auf Vaters Rücken. Aber plötzlich ist alles maßlos erregt. Der Maurer kommt mit seiner Leiter, setzt sie in den Graben hinunter und klettert nach. Dann krabst die Kelle am kritischen Punkt und alle Affen sitzen im Kreis und passen auf. Ich stehe neben den Wärtern oben an der Brüstung, gleich ist der Schaden wieder gut — da braust wie ein Gewitter die wilde Jagd an uns vorüber und im Nu sind alle Affen wieder auf der Wiese.

Was ist geschehen? Der schlaue Bursche vom Vormittag war die Leiter emporgeklettert, dem Maurer auf die Schulter gesprungen, und ehe der Mann zur Besinnung kam, waren sechzig Mantelpavianen wieder ausgerückt.

Auch diese Flucht fand ihr Ende. Und Ähnliches ist nie mehr passiert. Etwas größer war unsere Sorge, als von den beiden winzig kleinen brasilianischen Giftschlangen die eine fehlte. Das ganze Aquarium wurde abgesehen, in alle Kisten geleuchtet, auch dort, wo unter einer elektrischen Sonne ein ganzer Rattenfönig von harmlosen Schlingeln Wärme suchte. Vergebens!

Zwei Stunden später spie die einsame Biber ihre Gefährtin wieder aus; Kanibalin, hatte sie zur Abwechslung die Schwester verpfeift.

## Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Fangseil. 5. Verzögert. 10. Römische Göttin. 11. Versammlungsraum. 12. Hochmut. 13. Männlicher Vorname. 14. Rasen. 15. Not. 17. Verkehrsweg. 19. Bad bei Vättich. 20. Bezeichnung spanischer Prinzen. 21. Verrat. 24. Indische Klasseneinteilung. 27. Dreiheit. 31. Muse der erotischen Poesie. 32. Kröte. 33. Weiblicher Vorname. 34. See in Kanada oder französisch für allein. 35. Überlieferte Erzählung. 36. Schwanz. — Senkrecht: 1. Tüde. 2. Neuzeitliches Fahrzeug. 3. Gef. 4. Meerenge bei der Insel Wight. 6. Apostel. 7. Teil des Kopfes. 8. Dirch-gattung. 9. Annäher. 16. Bewohner der Atlasstaaten Nordafrikas. 17. Muttertier. 18. Vulgärer Berliner männlicher Vorname. 22. Schlange. 23. Ruhelosigkeit. 24. Trieb aus der Eizelle der Pflanze. 25. Seltener weiblicher Vorname. 26. Überlieferte Erzählung. 28. Gedanke. 29. Tonart. 30. Nebenfluß des Rheins zwischen Mainz und Bingen.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 262: Wagerecht: 5. Nauen. 8. Emden. 12. Irene. 13. Nobe. 14. Ei. 15. Er. 16. Leder. 19. Start. 21. Neuten. 22. Edu. 23. Ziu. 24. Ranni. 25. Neuh. — Senkrecht: 1. Ahue. 2. Wien. 3. Due. 4. Udo. 5. Niessen. 6. Aric. 7. Engel. 9. Miete. 10. Eber. 11. Nerthus. 17. Daune. 18. Kemise. 19. Stange. 20. Anzug.